

Unsere Hände – Mittler zwischen innerer und äußerer Welt

Heinz Deuser

Unsere Hände – wir – berühren, und unsere Hände – wir – sind berührt im Vollzug unserer Bewegung. Zwischen dem, was unsere Hände tun, und dem was wir tun, kann ein entscheidender Unterschied und Bruch auftreten. So schauen wir manchmal unsere Hände wie Fremde an. *Das* haben wir getan? Oder: Das haben *wir* getan. Was geschehen ist, können auch unsere Hände verursacht haben – irgendwie wohl auch wir, denn unsere Hände gehören ja zu uns. Kinder verstecken ihre Hände. Es kann schon ein Handabdruck sein, der uns wach macht. Dabei schauen wir uns in ihnen wie fremd an: Verstehen wir uns in ihnen zu uns oder zu dem, was wir getan haben? Bleiben wir in der Folge bei uns, oder äußern wir uns in ihnen in unsere Welt, bzw. in das, was wir getan haben und auch noch tun werden? Wir können erschrocken sein oder schöpferisch bewegt. Unsere Hände weisen uns über uns hinaus.

Und ein weiteres: Was uns in unseren Händen begegnet, berührt uns. Es wird zu einer eigenen Erfahrung. Entweder wir können es erst gar nicht berühren, oder es bleibt, wenn wir es berührt oder gegriffen haben, etwas Fremdes an unserer Haut zurück. Ekel und Abscheu mögen aufkommen oder auch Schuld. Wir haben das Bedürfnis, unsere Hände zu waschen (bei Traumatisierungen z. B.). – Wiederum: Was uns in unseren Händen berührt, fordert uns heraus.

Unsere Hände sind Erfahrungsorgane von uns und unserer Welt. Wir können uns in ihnen fremd sein; Fremdes kann uns in ihnen begegnen. Wir können uns auch in ihnen vertraut sein; dann sind wir in ihnen „versammelt“, wie Rudolf Hippius sagt, und begegnen dem, was uns begegnet. Doch solches Vertrauen will in vielen Berührungen erworben sein. Wir tragen uns in ihnen in und zu unserer Erfahrung aus. Wenn wir uns dann sicher sind in ihnen, können wir auch handeln, was heißt, dass wir uns passend verwirklichen können. Wir haben ein Verhältnis zu uns in unseren Händen und in ihnen zu unserer Welt. Wir leben in unseren Händen (dies gilt nicht nur für Südländer) und artikulieren uns in unseren Bezügen, zu uns und unserer Welt. In unseren Händen gehören wir beiden Bereichen zu. Daher können sie vermitteln und die Brücke schlagen zwischen uns und dem, was wir antreffen. Was uns bewegt, wird durch sie ebenso ein Inneres wie ein Äußeres. Alles erscheint in ihnen als Beziehung, in der wir uns finden möchten. Das gilt selbst für unsere Motorik. Wir finden uns „verloren“, wenn wir uns in unserer Bewegung nicht orientieren können. So gilt durch unsere Hände in der Haptik die Regel der Bipolarität, in der wir uns zu uns und unserer Welt verstehen, Stellung beziehen und Bewusstsein gewinnen.

Lebendige Anatomie

Unsere Hände weisen selbst eine Bipolarität auf, in der wir begreifen können, was sie halten. Unsere Daumen sind nicht nur in ein Gegenüber zur Hand zu bringen, sondern auch in ein Gegenüber zu unseren Fingern und unseren Fingerspitzen. Letzteres ist Schimpansen möglich und Bonobos. Wir können stereoplastisch erfassen und aufnehmen, was in ihnen ist. Unsere Hand wird zu einem Innenraum. Wir können etwas darin bewegen oder halten – durchaus ein praktisches und sinnhaftes Pendant zu unserem Seelenraum. Wir können auch mit dem Daumen der Hand etwas zuführen. Das kann spannend werden: In welcher Funktion nehmen wir uns wahr, im schiebenden Daumen oder in der Hand, die bald hält oder überdeckt oder nimmt usw.? Unsere Hände können in ihrer Bewegung ein Drama aufführen von Lust, Hinterlist und versteckter Gier. Greifen wird in unseren Händen zur erlebten Wirklichkeit. – Natürlich erhalten unsere Hände auch über solche Anatomie ihren „instrumentalen Charakter“, wie zumeist ausgeführt wird (z. B. G. Révész 1944 S. 18). Dazu ist kein Primat

fähig. Wir erfahren uns zu uns in dem, was wir tun. Das ist das entscheidende Moment zum aufrechten Gang und den stützenden Willkürbewegungen unserer Sinnesorganisation. Wir halten uns in unserem Gleichgewicht, wenn wir greifen. Die Beidseitigkeit oder Beidhändigkeit dient dem Ausgleich und dem Erhalt. Wir werden frei in unseren Händen einschließlich ihres beidseitigen Gebrauchs.

Der ganze Leib wird mit aufgenommen, wenn Material in die Innenhände gelangt. Das eigene Haben sättigt sich zu einem „Ich“. Wir sind von uns aus da. Die Sprache kann Artikulation gewinnen, was oft bei Kindern in Sprachheilkindergärten zu beobachten ist. Ein solches Sättigen ist bei Anthropoiden nicht möglich. Es bleibt hier bei einer bloßen Eigenwahrnehmung im Rollen oder bei einem festen Klammergriff, der für das Überleben und die Fortbewegung in beweglichen Ästen notwendig ist.

Es ist etwas anderes, wenn wir das Material im Tonfeld nur im Klammergriff greifen, oder wenn wir es nehmen, mit dem Daumen halten oder mit dem Daumen herausheben. Das eine Mal haben wir Griffe oder zeigen wir im Fremdbezug unsere Gier oder wollen etwas beleben usw., im anderen Fall nehmen wir uns etwas heraus. Wir treten mit unserem Tun in Opposition. So wird der Daumen zu einer Funktion des Ich. Wenn wir uns positionieren, gebrauchen wir im Tonfeld unseren Daumen. Die Gegenüberstellung zu etwas – es kann auch unsere Hand sein –, an dem wir uns zu uns erfahren, führt dazu, dass der Daumen selbst zu einem Bild des Ich wird. Kompliziert kann es werden, wenn wir wohl greifen wollen, aber alles daran setzen, unseren Daumen nicht einzusetzen. Mit großer Macht greifen wir mit den Hand- oder Fingerkanten das Material auf, hätten wir es doch einfacher, wir würden den Daumen benutzen. Es kann auch maniert zu einem „Scherengreifen“ kommen, wenn Zeigefinger und Mittelfinger zusammengehen.

Organe unserer Entfaltung

Unsere Hände wachsen in ihre Funktionen hinein. So führt Géza Révész aus: „Zwischen Greiforgan und Ausdruckshand liegt ein langer Weg, den zu durchschreiten nur dem Menschen gelungen ist. Zwischen Hand und Bedürfnis liegt eine Wechselwirkung: Die Bedürfnisse bilden die Hand, und die Hand schafft neue Bedürfnisse und löst die durch die Bedürfnisse entstandenen Aufgaben. Solange die Hand nur Aufgaben aus der vitalen Sphäre zu lösen hat, bleibt sie ... auf ihre rein biologischen Funktionen beschränkt. ... Treten indessen soziale, kulturelle und zivilisatorische Bedürfnisse auf, dann erst gewinnt die Hand durch ihre arbeitende, formende und ausdrucksbefähigte Funktion ihren *menschlichen* Charakter.“ (aaO. S. 19)

In der Arbeit am Tonfeld sind unsere Hände nicht Erkenntnisorgane, sondern Aktions- und Beziehungsorgane. In ihnen äußern wir uns auf unsere Welt hin, in ihnen begegnen wir uns und in ihnen gestalten wir uns, bis hin in die Herstellung und Reproduktion von Zweckhandlungen. Sie sind ebenso als Ursache wie als Folge einer Entwicklung zu sehen (vergl. Frank R. Wilson 2001 S. 24). Wir treffen uns und unsere Welt in unseren Händen an und nehmen uns auf darin. Wenn wir uns antreffen, sind wir angesprochen, uns weiter zu verwirklichen. Sogleich zeigen wir uns selbst in unserer Hemmung und unserem Impuls in unseren Händen. Unsere Bewegung erscheint für den Moment angehalten und fließt in unsere Gestik. Unsere Hände zeigen unser Verhalten zu dem, was wir antreffen. Und wir treffen uns an in unserer Situation, in der ganzen Möglichkeit unserer Präsenz.

Mit unseren Händen reichen wir über uns hinaus in die Welt hinein und sammeln und koordinieren uns in unserem Begreifen. Später übernehmen wir unser Tun in „Handlungsakten“ und „Begriffen“ unseres Denkens, die wir passend sammeln und

kombinieren. Unsere Sprache und wir selbst vergegenständlichen uns. Solche Sammlungen beruhen auf konsequenten Bezügen erlebter Wirklichkeit; und von diesem Erleben, seinem Erfolg wie seinem Misslingen, wie unserer Erfüllung darin, sprechen unser Gestus und unsere Intonation. Vor den Gegebenheiten von etwas („Gegenstand“, „Stoff“, „Form“, G. Révész S. 27) steht unsere eigene Gegebenheit. Wie können wir uns beteiligen? Wie sind wir beteiligt?

Wir treten heraus aus unseren Bezügen, um sie zu gestalten. Wir sind um unserer selbst willen aufgefordert, etwas zu tun, und dieses etwas hat seine und unsere Realität. Wir sind aufgerufen, unsere Realität – uns in unserer Realität – einzuholen, Werkmeister unserer Welt. Das ist Aufgabe und vornehmster Zweck unserer Hände. Wir artikulieren uns darin, schon wenn wir etwas in die Hand nehmen möchten. Dazu sind wir angewiesen auf unsere menschliche Mitwelt. Wir bauen in ihnen unsere sozialen Bezüge auf. Wir tun nicht nur, sondern wir verstehen uns zu uns in dem und zu dem, was wir tun. Werden wir an unserem Tun gehindert, werden wir am Verständnis zu uns verhindert. Aus der bloßen Zweckerfüllung unserer Bewegung wird eigene Erfüllung in unserer Bewegung. Dieses Verstehen ist die Bahn unserer Entwicklung, menschlich wie individuell. „Die Evolution der Hand und ihrer Kontrollmechanismen sind entscheidende Faktoren für die Organisation unserer kognitiven Architektur und geistigen Funktionen.“ (F. R. Wilson 2001, S. 306)

Mit unseren Händen klären wir unsere Verhältnisse und stellen uns frei dazu. Wir erkennen unsere Welt darin. So kommt es auch nicht auf das individuelle Was an, sondern darauf, dass wir darin unsere Orientierung finden. Hierzu reicht es, wenn wir in dem, was uns begegnet, ein Generelles sehen, also z. B. nicht „einen Baum“, sondern „den Baum“ usw. Wenn G. Révész ausführt: „Der haptische Sinn besitzt nicht die Fähigkeit zur anschaulichen Vereinheitlichung des Mannigfaltigen. Diese Fähigkeit kommt in erster und umfassender Weise dem Gesichts- und dem Gehörsinn zu, für die Stoff (Farbe, Größe, Ton) und Form unzertrennlich verbunden sind“ (aaO. S. 30), so vergleicht er ganz verschiedene Aufgabenbereiche. Im haptischen Sinn pendeln wir uns in unseren unmittelbaren menschlichen Bedürfnissen unserer Bewegung aus.

Wenn das Objekt unseres Greifens nur auf seine greifbare Funktion befragt wird und unsere Hände nur auf die Erfüllung dieser Funktion, wird unsere Hand in ihrer ganzen Bewegungs- und Greifkoordination zu einem in seinen Abläufen hoch komplizierten Instrument. Dies kann z. B. geschehen, wenn es gilt, den Modus und die Leistung wahrzunehmen, wie ein Bleistift vom Tisch hoch zu nehmen ist, eine Kaffeekanne zur Tasse zu führen ist usw. (M. Wehr u. a. 1999 S. 129). Das Tonfeld hat in seiner Vorlage eine andere Funktion. Es geht um unseren Entwicklungsverlauf und um die Bedingungen und „Regeln“ (W. Dilthey) darin.

Wir kommen uns in unseren Händen zu. Ihre Bewegung lässt uns erwarten und die Erwartung greifen wir auf. Wir können, was wir erwarten, unserer Bewegung anpassen (Assimilation) oder wir können umgekehrt unsere Bewegung anpassen (Akkomodation). Im Wechsel von einem zum anderen äußern wir uns in unseren Händen, begegnen uns darin, nehmen uns in ihnen auf und verwirklichen uns. In ihren Handlungs- und Erfahrungsbezügen lernen wir uns kennen und unsere Welt. In ihren Bezügen erfahren wir unser Leben und gestalten uns darin. Wir können uns in ihnen zu uns objektivieren. „Das habe ich gemacht.“ Was wir mit ihnen tun, steht niemals nur in Bezug auf eine Sache, auch wenn wir gelernt haben, unsere Tätigkeit auf ein Werkzeug oder eine Maschine zu übertragen. Ihr Gebrauch bleibt unsere Sache. Wir können auch den Gebrauch für uns von anderen her übernehmen und weiterführen. Unsere Hände stellen uns in eine lebendige Tradition. Wir können auch von unserem Leben abgeschnitten sein, wenn wir abgeschnitten sind von den Möglichkeiten unserer Hände. Was unsere Hände tun, wird zur Spur und zur Phänomenologie unserer Entwicklung und zu

unserer Beziehungssprache, in der wir uns in unserem Leben und in unserem Leib artikulieren. In dieser Sprache teilen wir uns in der Arbeit am Tonfeld mit.

Literatur:

G. Révész Die menschliche Hand Basel 1944

M. Wehr, M. Weinmann Hg. Die Hand, Werkzeug des Geistes Heidelberg 1999

F. R. Wilson Die Hand – Geniestreich der Evolution Stuttgart 2001